



SWR2 Tandem - Manuskriptdienst

Wer hat Angst vorm schwarzen Bub?

David Mayonga erzählt von seiner Kindheit und Jugend in einer bayerischen Landgemeinde – im Gespräch mit Ulrike Ostner

Redaktion: Petra Mallwitz

Sendung: Freitag, 05.10.12 um 10.05 Uhr in SWR2

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Mitschnitte der Sendungen SWR2 Tandem auf CD können wir Ihnen zum größten Teil anbieten. In jedem Fall von den Vormittagssendungen. Bitte wenden Sie sich an den SWR Mitschnittdienst. Die CDs kosten derzeit 12,50 Euro pro Stück.

Bestellmöglichkeiten: 07221/929-26030.

Einfacher und kostenlos können Sie die Sendungen im Internet nachhören und als Podcast abonnieren:

SWR2 Tandem können Sie ab sofort auch als Live-Stream hören im SWR2 Webradio unter

www.swr2.de oder als Podcast nachhören:

<http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/tandem.xml>

Kennen Sie schon das neue Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen.

Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.

Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

TRANSKRIPT

Ulrike Ostner:

Herr Mayonga, was ist Ihre erste Erinnerung der Ausgrenzung, einfach nur weil Sie anders aussehen?

David Mayonga:

Also das allererste, an was ich mich erinnere, ist tatsächlich der erste Tag im Kindergarten. Dass ich in den Kindergarten kam und in so einer Sitzreihe mich neben jemanden hinsetzen wollte und dann der gesagt hat, so: „Nein, ein Neger darf nicht neben mir sitzen.“ Und ich habe das gar nicht kapiert, ich war natürlich traurig, weil ich wusste, ich darf das nicht, obwohl ich das ja wollte. Aber diesen Impact, was es eigentlich bedeutet, das habe ich erst viel später begriffen.

Ulrike Ostner:

Wie haben Ihre Eltern denn reagiert?

David Mayonga:

Meine Eltern waren zu dem Zeitpunkt geschieden. Mein Vater ist ja aus dem Kongo, also er hat quasi die Farbe in meine Person gebracht, worauf ich auch stolz bin, worüber ich mich freue. Und meine Mutter, die wusste nicht so recht, wie sie damit umgehen soll. Also die hat das aufgefangen oder versucht aufzufangen mit, ja, mit Liebe, dass sie sich halt um mich gekümmert hat und Sachen gesagt hat wie: „Ja, du, das ist doch schön, dass du anders bist. Du bist was Besonderes“ und so weiter. Aber das hilft einem dann nicht, denn man fühlt sich nicht als was Besonderes, wenn man eben der Fokus ist von Ablehnung.

Also, egal ob man's kapiert oder nicht, ob man jetzt den ganzen Rahmen checkt oder nicht, es ist einfach, da kann man sagen so oft wie man will: „Du bist was Besonderes“, du fühlst dich nicht als was positiv Besonderes, sondern eher als das negative Beispiel, das Exemplar, das man irgendwie, ja, aussondert halt.

Ulrike Ostner:

Der oberbayerische Ort Marktschwaben vor 30 Jahren, ländliches Umland von München. Ich vermute mal, da gab's nicht so viele Kinder mit dunkler Hautfarbe, oder?

David Mayonga:

Nee, zu dem Zeitpunkt war ich tatsächlich der Einzige. Also da war, also meine Mutter hatte ja meinen Vater geheiratet und das war schon im Ort so „Auweh, jetzt hat sie einen Afrikaner und das ist ja, und das gibt's überhaupt nicht“ - und alles. Als mein Vater dann, der ist ja, der hat keine Scheu und der ist auch sehr offen und der ist sehr stolz und der kennt das gar nicht, sich da unterbuttern zu lassen. Und durch diese Art ist er wahnsinnig schnell angekommen in Marktschwaben und war dann der Paule. Beim Fußballverein hat er mitgespielt, und zwar sehr, sehr gut. „Die afrikanische Perle“ haben sie ihn genannt. Und der ist da ganz gut angekommen. Und dann war aber trotzdem, als sie sich dann getrennt haben, war ich der Einzige, der noch übrig geblieben ist. Und das war dann schon so ein bisschen schwer, dann es ist schwierig, wenn man sich nicht wirklich so identifizieren kann mit was anderem. Weil ich bin als bayerischer Junge auf dem Land groß geworden so.

Ich habe alles mitgemacht, vom Bauernhof, vom Zuckerrüben klauen, von alles Mögliche, und trotzdem ist man halt nicht wirklich da dabei, weil immer wieder so die Fragen kommen: „Ja, und du, bist du adoptiert oder wo kommst du her?“, und dann immer wieder halt merkt so, man gehört irgendwie doch nicht dazu, obwohl das das Einzige ist, was man kennt. Wo man immer so verglichen wird mit Afrika, wo man eigentlich nichts, oder ich bis zu dem Zeitpunkt einfach nichts zu tun hatte, als Kind. Wenn jemand gesagt hat Afrikaner, dann habe ich gedacht an hungernde Somali-Kinder und war so: nee, das will ich gar nicht sein, das will ich nicht.

Ulrike Ostner:

Das bin ich auch nicht. – Ja.

Sie haben gerade schon gesagt, Ihre Eltern haben sich früh getrennt. Wissen Sie, wie's Ihrer Mutter danach ging? Ich meine, dann war ja der Papa weg, der sich gut da eingefügt hat, haben Sie gesagt, in Marktschwaben, und sie war eine alleinerziehende weiße Frau mit einem dunkelhäutigen Kind.

David Mayonga:

Das, also am Anfang war schon sehr schwer, also da ging's mir auch schlecht. Das hat uns, glaube ich, ziemlich, wie sagt man, zusammengeschweißt auf eine Art, weil wir da irgendwie zusammen durch mussten. Also ich war alleine und musste mich irgendwie durch diese immer wieder so kleinen rassistischen Anfeindungen durchkämpfen, auch schon als Kind, und durch diesen psychischen Druck, dass mein Vater weg ist so.

Und ich bin dann sehr, sehr aggressiv geworden, was für meine Mutter natürlich noch mehr Druck gemacht hat, weil erst die Ehe in die Brüche gegangen, das war sehr, sehr schlimm für sie, und dann gibt's auch noch dieses Kind, das einfach total durchdreht, weil es nicht weiß, wohin mit sich und wohin mit dieser Angst und mit diesem Hass und dieser Wut und dem Schmerz und der Trauer und alles Mögliche. Und ich habe wirklich auf alles eingepregelt was ging.

Ulrike Ostner:

Das heißt, Sie haben sich in der Schule dann auch nicht gerade beliebt gemacht, sage ich mal.

David Mayonga:

Oh nein. Und das Gemeine ist, da prallen so zwei blöde Sachen aufeinander. Zum Einen ist man immer ganz schnell auszumachen. Wenn eine Gruppe von Kindern irgendwas anstellt oder im Zwist ist, dann ist der Neger ganz schnell raus gepickt und dann ist es so: der war auf jeden Fall dabei. Ich weiß nicht wer noch dabei war, aber der war dabei, den habe ich gesehen.

Und so war ich halt dann auch auf dem Schulhof immer für alles verantwortlich. Manche Sachen habe ich gemacht, vieles, aber viele Sachen habe ich auch nicht gemacht. Und dadurch erfährt man dann selber auch so eine komische Art von Gerechtigkeit. Weil wenn neben mir ein Freund steht, der fast mein Nachbar war zu dem Zeitpunkt, dem seine Brille vom Kopf gehauen wurde und es wurde gesagt, ich war's, obwohl ich nicht mal dabei war. Und wir stehen vor dem Rektor und vor meiner Klassenlehrerin und ich werde nur angeschissen, ähm, darf ich angeschissen sagen? Ich werde nur angeschissen und „Nach jeder Pause und schon wieder der Mayonga“ und er steht neben mir und sagt: „Das war nicht der David, das war nicht der David!“

Ulrike Ostner:

Sie haben ja interessanterweise erzählt, dass Sie trotz allem Polizist werden wollten.

David Mayonga:

Als ich klein war, ja. Also, ich glaube, das ist irgendwo, ab irgendeinem Punkt so der Wunsch von jedem Jungen, dass man sagt: „Oh, Polizisten, die sind so, die sind toll, da hat man Respekt davor“. Man freut sich, wenn die rumfahren. Man freut sich, wenn die einen grüßen, also damals, wenn die so an die Kappe sich gestupst haben oder wir haben ja alle Fahrradführerscheine machen müssen, wo auch die Polizei dabei war, dann haben wir gesagt: „Oh, toll!“

Ulrike Ostner:

Das hat sich aber geändert, der Umgang der Polizei mit Ihnen. - Ja. - Was ist passiert?

David Mayonga:

Also, wo ich dann, ja, ein Teeny geworden bin so, hat's angefangen, dass ich immer wieder kontrolliert worden bin, auf Drogen, Waffen et cetera. Das klingt jetzt vielleicht komisch für Leute, die noch nie kontrolliert worden sind, da ist es so: „Ja und, wenn man nichts gemacht hat, dann ist das doch völlig egal.“ Aber so einfach ist es nicht.

Ulrike Ostner:

Wo wurden Sie kontrolliert, wenn Sie in die Stadt reingefahren sind oder auch Zuhause?

David Mayonga:

Überall. Klar, an so Orten wo viel Verkehr ist, also an Bahnhöfen, aber auch, anscheinend waren eine Zeitlang bei uns in der Straße irgendwelche Schieberringe unterwegs und dann haben die, die Freisinger Kripo war das, glaube ich, die da immer Zivilstreife gefahren sind, die haben halt wirklich mich am laufenden Band rausgezogen. Wenn ich von der Nachhilfe komme, wenn ich spät von der Schule komme, weil ich Schauspielgruppe hatte oder so, immer wieder, vor allen Leuten. Also du stehst dann da, mit den Händen auf der Motorhaube, dein Rucksack wird ausgeleert und alle deine Nachbarn gehen vorbei. Und dann ist es natürlich auch so: „Oh, schaut, der Mayonga, schau, was hat er mit der Polizei?“

Ulrike Ostner:

Da wird getuschelt.

David Mayonga:

Ja, also das ist nicht schön. Und man fühlt sich nicht gut, egal ob man was gemacht hat oder nicht. Und zu dem Zeitpunkt habe ich wirklich noch nichts gemacht.

Ulrike Ostner:

Wie ist das heute? Wie würden Sie Rassismus definieren?

David Mayonga:

Also ich würde jetzt sagen: Als eine absichtliche Verletzung der Würde einer Person.

Ulrike Ostner:

Ein Beispiel?

David Mayonga:

Wenn jemand aus Niederbayern kommt und sagt: „Ah, das ist der Mayonga, das ist ein netter Neger, weil ich kenne ihn lange.“ - Da würde ich jetzt nicht sagen: „Oh, Sie Rassist“, weil ich, das ist nicht böse gemeint so.

Wenn jemand anderes den Neger als solches, also so schon einsetzt zu bezeichnen, wie es auch meinem Vater passiert ist, wo es hieß, der Afrikaner an sich ist kein Eroberer und deswegen kann man mein Vater nicht die Stelle besetzen, um eine neue BMW Geschichte in Belgien aufzubauen. Das ist für mich Rassismus.

Ulrike Ostner:

Gibt's auch subtilere Formen, wo Sie sagen: Ja, da könnte man drüber streiten, aber es verletzt mich trotzdem?

David Mayonga:

Ja, und ich weiß nicht, ob ich das schon als Rassismus bezeichnen würde, aber zumindest ist es so, dass es so einen die Ausgrenzung spüren lässt. Wenn man immer wieder gefragt wird, zum Beispiel: Warum man so gut Deutsch kann? Wie lange man denn schon in Deutschland ist? - Wenn ich zum Bäcker gehe und möchte Semmeln kaufen und dann sagt die Frau zu mir: „Was du wollen?“ Und ich schaue sie an und wusste dann erst nicht wie ich reagieren soll und habe dann wirklich in so einem ganz schlechten Mochtegernafrikanischdialekt geredet, bis sie mir alles zusammengepackt hat, und dann habe ich gesagt: „Danke, Wiederschauen“.

Das war so das Einzige, was ich machen konnte, ohne mich jetzt aufzuregen, weil ich es so heftig fand, dass so von vorne herein vorausgesetzt wird: Du gehörst nicht daher. Du gehört nicht zu uns.

Und viele Freunde meinen das ja auch nicht böse, wenn dann immer wieder die Frage kommt, wir sprechen ja oft mit anderen Menschen afrikanischer Herkunft und auch anderen Leuten, die Migrationshintergrund haben, diese Frage: „Wo kommst du her?“ - Und wenn man dann sagt: „Marktschwaben“ - „Nein, nein, ich meine so, wo du ursprünglich herkommst.“ - „Ja, ursprünglich bin ich in München geboren und dann nach Marktschwaben gezogen.“ - „Ja. Nein. Wo halt, also du weißt schon was ich meine...“ - Und wo ich dann sage: „Nein, weiß ich nicht.“

Und manchmal ist es ein bisschen komisch und man kriegt dann immer wieder so das Gefühl, dass die nicht wollen, dass man daher gehört so. Also nicht böse gemeint, sondern nur: es interessiert mich halt, es interessiert mich halt wo du deine Farbe her hast und so weiter. Wo ich mir denke, dann frage doch einfach wo meine Eltern herkommen, frag doch nicht wo ich herkomme.

Ulrike Ostner:

Kriegt man denn mit der Zeit – weil so was erleben Sie wahrscheinlich oft – kriegt man mit der Zeit ein dickes Fell und härtet ab dagegen?

David Mayonga:

Dieser direkte Rassismus, der ist mir wirklich schon so ein bisschen wurscht, also da bin ich also groß genug und psychisch stark genug, dass ich dem entgegen gehen kann, jetzt so langsam. Aber dieser subtile, der erwischt mich immer noch. Also da, erwischt es einen immer, wenn man grad nicht dran denkt. Man ist gerade mit Freunden unterwegs, man fühlt sich als Teil von irgendwas und dann geht's um ...

Ulrike Ostner:

Man ist ungeschützt praktisch in dem Moment.

David Mayonga:

Ja, auf einmal und man ist nicht drauf vorbereitet. So: „Zack, bamm: übrigens, du bist nicht, du bist keiner von uns.“ - Dann kommt wieder so ein Downer, weil ich es halt schade finde, dass ich dann doch, auch vor Leuten, die ich gerne mag, teilweise - ohne dass sie es böse meinen, aber so ein bisschen - nicht reduziert werde darauf, aber wo's doch immer noch so ein Fokus ist.

Ulrike Ostner:

Sie haben jetzt schon ein paar Mal auch Ihren Vater erwähnt. Sie hatten ja lange Zeit keinen Kontakt zu ihm und den Kontakt dann wieder aufgenommen. Reagiert er anders?

David Mayonga:

Ja, total, total. Also, wenn dem Sachen passieren, die mir passieren, die mich schon zur Weißglut bringen, dann bleibt er ganz ruhig. Wenn ihn Leute fragen so: „Ja, und wie lange sind Sie jetzt schon in Deutschland?“, dann sagt er: „Ah, schon lange.“ – Oder: „Sie sprechen gut Deutsch“ - „Ha ha ha“ und isst sein Hähnchen weiter und lacht. Und das kratzt ihn gar nicht.

Ulrike Ostner:

Warum können Sie das nicht, diese Gelassenheit an den Tag legen? Eigentlich machen Sie es auch schon seit 30 Jahren jetzt.

David Mayonga:

Ja, ich glaube, in meiner Entwicklung, als ich klein war, ist es so eine wunde Stelle in der Psyche, die man nicht so zukriegt.

Das ist, das ist jetzt kein Trauma oder so, aber ich glaube schon, dass wenn man das als Kind immer wieder mitbekommen hat, dann ist das so ein Teil von der Persönlichkeit, den man selber auch als schwierig empfindet. Also ich habe mir als Kind gewünscht ich wäre weiß. Und jetzt denke ich mir: Oh, heftig, was mir alles passiert ist, dass ich diesen Wunsch gehabt habe. Und das kommt halt einfach da wieder hoch, in diesen kleinen Momenten

Ulrike Ostner:

In wieweit, Herr Mayonga, würden Sie denn sagen Ihr Vater ist ganz anders sozialisiert als Sie?

David Mayonga:

Also, er hatte halt das Glück, oder wenn man es mit mir vergleicht, den Vorteil, dass er im Kongo groß geworden ist. Das heißt, er war ja sozialisiert unter seines Gleichen, das heißt, er ist ganz normal groß geworden wie jedes andere Kind auch in der Gemeinschaft so.

Ulrike Ostner:

Also, er hat die Außenseitererfahrung und Gründe erst dann gemacht als er nach Deutschland kam.

David Mayonga:

Genau. Und da war's ja so eine bewusste Sache. Ich meine, er ist ja bewusst von Kongo nach Deutschland zum Studieren gegangen. Und es war auch ganz klar, dass er als Afrikaner herkommt. Seine Identität ist Afrikaner.

Er wusste immer worauf er sich zurückziehen kann, also woraus er die Kraft schöpfen kann. Das ist halt seine Herkunft und dieses Gefühl: Warum versucht mich der andere Mensch jetzt gerade schlechter zu machen? Ich bin nicht schlecht. - So, dieses ganz Klare: Du kannst mich gar nicht schlecht machen. Also das sagt er oft so: „Die versuchen mich klein zu machen, aber die können es gar nicht.“

Ulrike Ostner:

Hat er verstanden, vor diesem Hintergrund, dass seine Kinder diese Erfahrung nicht mitbringen, nicht haben und damit anders reagieren?

David Mayonga:

Nee, das merkt er jetzt erst. Das merkt er jetzt bei meinem kleinen Bruder. Also ich habe noch drei Geschwister und wir haben alle dasselbe durchgemacht, alle. Ich habe ihn ja in der Zeit nicht gekannt so, aber mein Bruder und meine Schwester und mein kleiner Bruder, die haben halt auch erzählt, dass er sich das nicht vorstellen konnte. Er konnte sich da nicht einfühlen. Er konnte nicht sagen: „Oh, das muss ja schlimm sein.“ - Das sagt er erst jetzt, weil es nicht aufhört. Es ist bei jedem von uns gleich gewesen. Wir alle haben dieselben Sachen erfahren, dieselbe Gewalt, egal ob psychisch oder physisch.

Als Kind habe ich ja immer gedacht: Oh, es wäre bestimmt einfacher gewesen, wenn mein Vater da gewesen wäre, allein, dass ich noch jemand habe, mit dem ich mich identifizieren kann. - Aber es hätte nichts gebracht so.

Ulrike Ostner:

Ihr Vater ist ein erfolgreicher Manager, inzwischen in Rente. Und er entspricht eigentlich keinem Klischee des, wenn ich das mal so in Führungszeichen sage, des schwarzen Mannes.

Bei Ihnen könnte man durchaus sagen, Sie haben sich vielleicht sogar in das eine oder andere Klischee hineinbegeben, sie machen Rapmusik, Hip-Hop-Musik. Ist Ihnen das bewusst oder ist das einfach so passiert, weil Sie eben musikalisch sind?

David Mayonga:

Genau, in meiner Jugend war das die Musik, die alles thematisiert hat, was ich durchlebt habe, dass es schwierig ist, dass auch wirklich dieses Problem von alleinerziehenden Müttern, dass die es schwierig haben. Das wurde alles in der Rapmusik thematisiert und ich habe das angehört. Also amerikanische Rapmusiker, die hatten wenig Geld und die haben in Häuserblocks gewohnt und ich war so: Hey, das sind wir auch! - Und das hat mir so viel Kraft gegeben, denn auf einmal war der Makel, den mir alle aufgetragen haben und alle so drin rum gestichelt haben, war auf einmal was, was die anderen auch hatten, mit dem ich mich identifizieren konnte. Und als das dann immer größer wurde in Deutschland, und ich wiederum bei uns der Einzige war, der sich damit vollkommen identifizieren konnte, war ich auf einmal cooler, weil's dann hieß: „Wow, der kann, der kennt die ganzen Lieder!“ Und dann habe ich angefangen Musik zu machen, eigentlich, um das auch anderen weitergeben zu können, dieses, was ich durchgemacht habe .

Ulrike Ostner:

Und die Mama hat wahrscheinlich gesagt: „Bub, lern doch bitte auch was Richtiges.“

David Mayonga:

Also, man muss sagen, meine Mutter hat mich echt immer gut unterstützt. Also die war da, die hat zwar immer gesagt: „Mach's leiser, das Bumm Bumm“, und aber die fand das immer gut, dass ich mich damit auseinandersetze und sie hätte nie gedacht, dass es so weit geht. Also wir hatten ja auch tatsächlich Erfolg damit. Ich war DJ und dann hatten wir einen Vertrag bei einem Magerlabel und waren in Kanada auf Tour. Und da war ich gerade in meinem Abiturjahrgang und habe frei bekommen von der Schule, für eine Zeit, weil meine erste Tour anstand. Und das war für die Mama schon toll, denn „der Bub verdient Geld“.

Nur habe ich dann den Vertrag nicht verlängert, weil ich ideologisch da nicht mitmachen konnte, weil es dann in so eine Popgeschichte ging. Und da war meine Mutter dann so: „Warum?“

Ulrike Ostner:

Was haben Sie dann gemacht?

David Mayonga:

Ich habe, weil ich wollte meine Schule fertig machen und ich wollte Zivildienst machen und studieren, das war mein Plan, und ich wollte mich nicht abbringen lassen davon.

Ulrike Ostner:

Das heißt, Sie haben tatsächlich Pädagogik studiert dann, einen Abschluss gemacht und arbeiten jetzt heute auch als Pädagoge.

Man könnte noch in einem anderen Bereich sagen: Mensch, da haben Sie sich auch ein Klischee vielleicht zu eigen gemacht oder in eine Rolle begeben, die sehr klischeehaft ist, Sie sind irgendwann zum Islam konvertiert. Warum?

David Mayonga:

Ja, das ist eine lange Geschichte, da müssten wir eigentlich ein Gespräch nur darüber machen.

Also, die kurze Version ist tatsächlich: Ich bin katholisch aufgewachsen, habe mich, tatsächlich auch wieder aus gefühlter Ablehnung in der Gemeinde bei uns in Marktschwaben, davon abgewandt und habe mir gesagt: So, nee, das kann's nicht sein, denn ich bin teilweise alleine in die Kirche gegangen. Und dann sind da nur alte Menschen, die einen so komisch anschauen. Und das fand ich so komisch, ich habe mir gedacht, das kann doch nicht sein, dass nur solche Leute zum lieben Gott hingehen und mich dann schon wieder nicht mögen.

Dann bin ich quasi auch aus der Kirche ausgetreten und war völlig, atheistisch halt. Und dann über Gespräche mit einem Freund generell über Religion, ich kann's wirklich so präzise gar nicht sagen ... warum gerade der Islam. Es war wirklich so, dass mir das alles zugesagt hatte und sogar mit der atheistischen und wissenschaftlichen Sichtweise, die ich hatte, gut zusammen gepasst hat, komischerweise. Also das hat sich nicht widersprochen.

Und ich war mit meiner jetzigen Verlobten auch zusammen und ich war so dankbar, dass ich mir ihr zusammen sein kann, dass ich – ich glaube, das war der ausschlaggebende Punkt, wo ich so generell diese Spiritualität wieder bekommen habe, obwohl sie auch Atheistin ist.

Ulrike Ostner:

Aber ist man in Deutschland doppelt unter Beobachtung, zum einen mit dunkler Hautfarbe und zum anderen, wenn man dem Islam angehört?

David Mayonga:

Ja. Also gut, meine dunkle Hautfarbe sieht man, meine Religion sieht man nicht. Nicht, dass ich mich verstecke, sondern das ist einfach, mache ich halt nicht so, ist nicht mein Ding. Und natürlich ist es komisch, also gerade in Diskussionen ist es wirklich komisch, die Meinung wird gleich ganz anders bewertet, wenn man in einer Diskussion ist und wenn's heißt man ist Moslem. Das ist mir schon aufgefallen, obwohl ich ja, ich bin ja erst seit drei Jahren Moslem. Ich bin ja konvertiert und ich bin auch noch neu. Komisch tatsächlich, dass man so eine doppelte Anfeindung bekommt, vor allem von Leuten, die dann auch sagen: „Ja, ich bin ja total tolerant, aber was ihr mit den Frauen macht, geht ja gar nicht.“ - Wo ich sage: „Wie? Was? Wir?“

Ulrike Ostner:

Wer ist wir? - Ja.

Wir hatten es gerade schon, Sie haben Pädagogik studiert und arbeiten mit Kindern und Jugendlichen. Was machen Sie?

David Mayonga:

Ich bin in einer Einrichtung vom Kreisjugendring München-Stadt. Und bin Betreuer in der offenen Kinder- und Jugendarbeit, das heißt, ich bin einfach da, und wenn die Eltern nicht da sind zum Beispiel, dann können sie zu uns kommen. Und mit den Jugendlichen, da helfe ich schon auch ab und zu, wenn's heißer hergeht so, also wenn die Probleme haben mit dem Gesetz oder, ja, Sozialstunden machen müssen. Also bei uns kann man auch Sozialstunden abbauen, in der Einrichtung.

Ulrike Ostner:

Also, wenn man schon was angestellt hat und die aufgebrummt bekommen hat.

David Mayonga:

Ja. Genau. Und, natürlich versuche ich auch ein gutes Vorbild zu sein, also ein gutes – klingt jetzt, soll jetzt nicht machomäßig klingen – aber ich versuche tatsächlich ein gutes männliches Vorbild zu sein, das ein Männerbild symbolisieren soll, das jetzt nicht gerade der prügelnde, kämpfende Macho ist, ohne dass ich gleichzeitig auch ein – wie die Jugendlichen immer so nett sagen – Opfer bin.

Ulrike Ostner:

Was hat diese Arbeit mit Ihrer eigenen Geschichte zu tun?

David Mayonga:

Auch das, ich schätze das ist dasselbe wie in der Musik, dass ich da auch was weitergeben kann, wo ich hoffe, dass es anderen Leuten hilft. Also wo ich hoffe, dass die Kids merken, dass sie nicht so sein müssen. Rapmusik spricht auch immer von Stärke und Respekt und so weiter und sie reden aber nicht von dem Respekt, den man gibt, sondern von dem Respekt den man sich erkämpfen muss. Und man kriegt Respekt, wenn die anderen Angst vor einem haben und so weiter.

Und die saugen das auf wie Schwämme, weil die genauso wie ich damals, halt Ablehnung erfahren und Minderwertigkeitsgefühle. Und dann haben sie auf einmal die Möglichkeit sich über Gewalt. Mit 14, 15 versuchen ein Mann zu sein ist einfach wirklich, das ist so ein Druck, den man sich selber aufbaut. Und dadurch explodieren die manchmal und machen halt wirklich richtig dumme Sachen.

Und ich versuche denen zu zeigen, dass Stärke was ganz anders ist, dass Stärke keine Gewalt ist. Stärke ist nicht zu zeigen: Ha, ich kann den anderen umhauen; sondern Stärke ist wirklich, die man in sich selber trägt, psychisch stark zu sein, klar zu kommen damit, wenn jemand anderes gerade einen versucht zu provozieren und sagt: „Nee, ich bin gescheit. Ich muss mich darauf nicht einlassen, weil ich weiß was danach kommt.“

Den meisten ist ja dieser Rattenschwanz an Konsequenzen überhaupt nicht bewusst und das versuche ich so ein bisschen den nahezubringen, damit sie nicht durch das Ganze durchlaufen müssen und hoffentlich die Kurve kriegen.

Ulrike Ostner:

Sie haben vorhin gesagt, im Gegensatz zu Ihrem Vater konnten Sie nie diese Erfahrung machen, wie alle anderen zu sein. Er ist ja aufgewachsen im Kongo. Teilen Sie diese Erfahrungen jetzt wiederum auch mit den Kindern und Jugendlichen mit denen Sie arbeiten?

David Mayonga:

Ja, auf jeden Fall.

Also ich halte da auch so einen regelmäßigen Workshop, wo wir Texte schreiben und Musik machen zusammen. Und im Zuge von dem Workshop machen wir dann oft davor so eine kleine Gesprächsrunde, was passiert ist, was gerade läuft im Leben von den Jugendlichen.

Und es ist wirklich wahnsinnig oft das Thema, dass die Art und Weise wie sie von der Polizei kontrolliert werden, wo ich dann oft von meiner Geschichte erzählen kann und denen auch vor allem sagen kann was sie tun können, aber noch im legalen Rahmen zu bleiben, dass man ihnen einfach ihre Rechte erzählt.

Zum Beispiel, viele haben jetzt die Schule gewechselt, weil sie Quali gemacht haben, die fühlen sich da auch überfordert teilweise, wo ich sage: „Du musst dich anstrengen, weil du musst immer - es ist schlimm, dass man's so sagen muss - aber Leute wie wir, müssen immer einen Schritt besser sein als Deutsche. Es ist so. Wenn ich einen Einser Abschluss habe und neben mir ein Deutscher einen Einser Abschluss hat, dann wird der genommen. Und deswegen müssen wir immer ein bisschen besser sein. Wir müssen uns halt anstrengen. Und man darf nicht aufgeben bloß weil's schwer ist.“

Das versuche ich denen immer zu sagen, weil die halt wirklich schnell die Flinte ins Korn werfen.

Ulrike Ostner:

Das heißt, gegen diesen Grundzustand, des von Anfang an nicht richtig Wurzeln schlagen dürfen sozusagen, kann man nichts machen? Haben Sie keine Antwort gefunden bisher?

David Mayonga:

Gegen das Gefühl kann man wirklich nichts machen. Also das, was man machen kann, ist sich selber Wurzeln schaffen und das machen die ja auch, das habe ich ja auch gemacht.

Das ist bei denen lustigerweise auch die Musik und auch die Peergroup in der sie sich bewegen, was aber teilweise halt auch wieder ein Problem ist, weil sie halt Wurzeln schlagen mit diesem ganzen Hintergrund des: „Ich bin ein Kanacke, ich muss halt so sein, weil so sind wir Kanacken“ und so weiter. Und es ist halt eine Identität, die aber so viele Probleme mit sich bringt, weil sie so stereotypisch ist. Und da versuche ich denen zu sagen: „So, ihr müsst nicht das sein. Ihr könnt sein, was ihr wollt, ob die Leute sagen, dass ihr Deutsche seid oder nicht, ist völlig egal. Wenn ihr, ihr selber sein könnt und euch das zutraut, was ihr machen könnt, dann könnt ihr wirklich vieles erreichen.“

Ulrike Ostner:

Vielleicht wächst es im Laufe der Zeit, die Pflanze.

David Mayonga:

Ja, genau, ich hoffe es.

Ulrike Ostner:

Herr Mayonga, Sie sind ja in Deutschland geboren, Sie haben es erzählt, Sie haben einen deutschen Pass, Sie sprechen astreines Bayerisch, wenn's nötig ist - wir haben's gehört in dieser Sendung,.

David Mayonga:

Ja, sicherlich.

Ulrike Ostner:

Um bei diesem Thema Identität noch mal zu bleiben. Was würden Sie sagen, was ist Ihre Identität?

David Mayonga:

Ist komisch, aber ist tatsächlich in allererster Linie sehe ich mich als Bayer. Ich bin ein bayerischer Bub, der afrikanischer Herkunft ist, der einen afrikanischen Vater hat. Und tatsächlich kommt der deutsche Teil in mir ganz spät, also das, was ich als Deutschen an mir sehe.

Das habe ich erst gemerkt, als ich selber in Afrika war, wie Deutsch ich bin, wie unfassbar Deutsch ich bin: „Ja, aber wieso kommen die Leute nicht pünktlich?“ - und so weiter, so diese ganzen Geschichten, die man halt so mitkriegt. Und da bin ich schon deutsch sozialisiert und habe das aber erst dann mitbekommen, als ich in Afrika war, denn hier sagen ja alle: „Du bist Afrikaner“ - irgendwann denkt man es selber, und dann habe ich mich auch als Afrikaner gefühlt. Und dann gehst du nach Afrika und merkst: Oh, nein, bist du nicht, bist du nicht. Du hast Teile davon in dir drin und das merkt man auch. Also tatsächlich habe ich anscheinend über den genetischen Code viele Sachen, die typisch afrikanisch sind in mir.

Ulrike Ostner:

Zum Beispiel?

David Mayonga:

Teilweise auch das Temperament, also die Art und Weise wie man für eine Sache einstehen kann.

Und noch so ein paar andere Sachen, die so ein bisschen subtiler sind, die ich jetzt gar nicht so beziffern könnte, aber die mir aufgefallen sind, als ich in Afrika war, also wo ich gemerkt habe: Oh, mache ich auch so - okay.
Es fällt mir jetzt schwer das irgendwie ...

Ulrike Ostner:

... in Worte zu fassen.

David Mayonga:

Ja, und auch rauszustellen, was genau für Sachen das waren. Aber meine Identität ist tatsächlich: ich bin eine bayerischer Bub. Punkt.

Ulrike Ostner:

David Mayonga, Danke für das Gespräch.

David Mayonga:

Bitte, gerne.